Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 8 (1930-1931)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 2 — Mai 1930

Preis der Einzelnummer Fr. —.80 Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

WIR „FREISINNIGEN" AKADEMIKER.

Der Schweizerische Freisinn beginnt nachgerade einzusehen, daß er einem langsamen aber sichern Tode entgegengeht, wenn es ihm nicht im letzten Augenblick noch gelingt, die Jugend für sich zu mobilisieren. Versuche dazu werden immer wieder gemacht, aber wenn dann — wie zum Beispiel an der letzten freisinnig-demokratischen Akademikertagung — in einer verwirrenden Folge und zum Teil in etwas brüskem Tone die Forderungen der Jugend laut werden, dann schütteln die Alten ihre Häupter und geben sich alle Mühe, uns nicht zu verstehen. Es ist nun tatsächlich schwer, sich aus den widerspruchsvollen Wünschen der Jugend — und besonders der akademischen Jugend — ein klares Bild davon zu machen, was wir eigentlich wollen. Und dennoch behaupte ich, daß wir heute schon eine gemeinsame ideelle Basis haben, daß wir hinter unserer Unzufriedenheit ein unausgesprochenes Programm verbergen. Ich will nachher darauf zurückkommen und vorläufig die Gründe unserer Unzufriedenheit darlegen. (Es würde uns übrigens genügen, wenn man endlich einmal die bloße Tatsache unserer Unzufriedenheit gebührend beachten würde und nicht — wie dies in der schweizerischen bürgerlichen Presse immer geschieht — mit Stillschweigen oder Bemäntelungen darüber hinwegginge.)

Die Gründe unserer Unzufriedenheit sind folgende: Der Freisinn bietet uns heute weder Ideen noch Führer, die uns begeistern könnten. Der Freisinn hat eine große Vergangenheit hinter sich, ganz gewiß — wir aber wollen eine große Zukunft, denn wir leben für die Zukunft und nicht für die Vergangenheit.

Was uns der Freisinn im Laufe der Jahrzehnte erkämpft hat, anerkennen wir als gut — aber es sind eben Dinge, für die wir heute nicht mehr kämpfen müssen, Errungenschaften, auf denen wir sitzen wie der Reiche auf seinem Gelde. Der Freisinn war siegreich, er ist als Idee verwirklicht worden — und nun steht er da und begnügt sich damit immer wieder zu versichern, daß er dennoch „fortschrittlich" sei. Wir haben Kampfeswillen in uns — aber der Freisinn kann uns nicht sagen, wofür wir kämpfen sollen. — Auch an mitreißenden Führergestalten fehlt es dem Freisinn. Wir haben unter den freisinnigen Politikern einige wenige gescheidte Leute, eine Menge guter Verwaltungsmänner und eine noch größere Menge vorsichtig lavierender Politiker, die zu lächeln und zu schweigen wissen und daher überall als kluge Köpfe gelten. Aber einen echten Führer haben wir nicht, denn diejenigen, die vielleicht dazu prädestiniert wären, sind nicht in erster Linie Politiker, sondern Wissenschaftler, Wirtschaftsführer usw.

Ein weiterer Umstand, der uns junge Akademiker von der freisinnigen Partei fernhält ist der, daß unsere Politik zum größten Teil von Leuten gemacht wird, die in zehn oder fünfzehn Jahren tot sein werden. Wir Jungen dürfen dabei zusehen und ruhig unsern sechzigsten Geburtstag abwarten, bis wir auch einmal zu Worte kommen. Und doch müssen wir das aufessen, was uns die alten Herren einbrocken, denn sie arbeiten für die Zukunft, sie bestimmen unser Schicksal auf 40 und 50 Jahre zum Voraus. — Ein nicht zu unterschätzender Grund für die Unzufriedenheit der akademischen Jugend ist übrigens auch die Schreibweise eines Teils der bürgerlichen Presse. Eine eigene Meinung zu haben, wagt sie nur noch selten. Oft hat man bei jeder Zeile das Gefühl, daß sie von dem vorsichtigen Bestreben diktiert sei, nur ja niemanden vor den Kopf zu stoßen. (Politische Feinde natürlich ausgenommen.) Diese kluge Charakterlosigkeit ist nicht nach unserm Geschmack. Wir haben eine sehr feine Witterung für den Mangel an Mut und Draufgängertum; wo wir diese Eigenschaften vermissen, machen wir auf die Dauer nicht mehr mit.

* * *

Und dennoch geht der Großteil der akademischen Jugend auch heute noch hinter dem Freisinn her. Wir alle stimmen freisinnig — das heißt wenn wir gerade etwas sehr verärgert sind, schlüpft uns auch mal hin und wieder ein andersfarbiger Stimmzettel durch die Finger. Aber wir gehen nicht aus Überzeugung mit dem Freisinn, sondern darum, weil es uns schwer fällt, unsere freisinnige Familientradition aufzugeben. Unsere Väter sind freisinnig — unsere Vorväter waren alle echte Freisinnige — wir aber sind nur noch Mitläufer, die sich — faute de mieux — vorläufig zum Freisinn bekennen, aber eben — nur vorläufig. Die unter der akademischen Jugend fast ausnahmslose Ablehnung der gegenwärtigen Art freisinniger Politik, eine Ablehnung, die manchmal schon so weit geht, daß sie gleichzeitig einer Negation der gegenwärtigen Form der Demokratie gleichkommt, ist aber eine Tatsache, die nicht mehr übersehen werden darf.

Wenn wir nun eine Antwort auf die oft gestellte Frage geben sollen, was wir denn eigentlich wollen, dann geht die Antwort teilweise schon aus unserer Kritik hervor: Wir wollen kämpfen. Für was? Für die nationale Solidarität — gegen die Klassensolidarität, gegen den Klassenkampf, gegen den Sozialismus. Wir lehnen aber als Kampfmittel die Kompromißpolitik des heutigen Freisinns ab — wir lehnen auch die vorsichtigen und kompromissüchtigen Führer ab. Wir fordern eine mutige Politik und mutige Führer. — Wir sind vor allem Gegner des rein-kollektivistischen Wirtschaftssystems des Sozialismus, das wir instinktiv und intellektuell ablehnen — wir sind die geschworenen Feinde des ideologischen Sozialismus. Wir wissen aber, daß der Freisinn zur Wiederherstellung der nationalen Solidarität andere Töne anschlagen muß, wenn er siegreich bleiben will. — Die Wiederherstellung einer nationalen Solidarität (Wiederherstellung des sozialen Friedens innerhalb der Nation) wird nur eine Partei fertig bringen, die das ganze Volk erfaßt. Die freisinnige Partei hat ja auch heute noch die Prätention, eine wahre Volkspartei zu sein. Sie gerät aber denjenigen Parteien gegenüber, die sich bewußt auf gewisse Klassen oder Gruppen des Volkes stützen, immer mehr ins Hintertreffen — der beste Beweis dafür, daß sie den An-

forderungen einer wahren Volkspartei nicht mehr genügt. Die Sieger der letzten Jahrzehnte sind die Sozialdemokraten, die Bauern und die katholisch-Konservativen. Diese Parteien, die sich vorwiegend auf einer bestimmten Weltanschauung, einer bestimmten Berufsgruppe oder einer sozialen Klasse aufbauen, sind groß geworden, oder wenigstens innerlich erstarkt. Einen katastrophalen Niedergang hat nur der Freisinn zu verzeichnen. Warum? Weil er sich auch heute noch als eine alle Klassen und Weltanschauungen umfassende Partei aufspielt, während er schon längst auf dem besten Weg dazu ist, eine Klassenpartei zu werden, die Partei des Unternehmers und dessen Anhanges, vom kleinen Händler bis zum Großindustriellen, vom Bureauchef bis zum Direktor.

Es scheint heute vielleicht aussichtslos, den Klassenkampf jemals durch die nationale Solidarität zu ersetzen. Wir können dieses Ziel auf alle Fälle nur unter zwei Voraussetzungen erreichen: Erstens müssen wir den Sozialismus mit allen Mitteln bekämpfen. In zweiter Linie dürfen wir uns aber nicht damit begnügen, dem Arbeitnehmer die wirtschaftlichen Kampfmittel wegzunehmen, sondern wir müssen gleichzeitig dafür sorgen, daß er die bisherigen Kampfmittel (Streik, Gewerkschaft usw.) nicht mehr braucht. Wir müssen Arbeitnehmer und Arbeitgeber einer beschränkten wirtschaftlichen Diktatur des Staates unterwerfen — sie zur Zusammenarbeit und zu gegenseitigen Zugeständnissen zwingen.

Wenn auf der letzten freisinnig-demokratischen Akademikertagung gleichzeitig ein energischer Kampf gegen die Sozialdemokratie und mehr Sozialpolitik, wenn gleichzeitig ein Kurs nach rechts und ein Abschwenken nach links gefordert wurde, dann waren dies nur scheinbar Widersprüche. Denn wir fordern neben dem rücksichtslosen Kampf gegen den Sozialismus eine wirklich großzügige und noble Sozialpolitik. Die freisinnige Partei muß wieder Kampfpartei werden, sie muß ihre Leute wieder auf die Straße bringen, wenn es nötig wird. Sie muß aber auch den Lohnarbeiter und seine Interessen wieder mehr in Schutz nehmen als bisher. Unsere Arbeiter sind im Grunde ihres Herzens immer noch national gesinnt, sie fühlen sich auch nicht als Sklaven, wie sie uns der

Sozialismus immer schildert. Sie werden sicher bereit sein mit dem Unternehmer zusammenzuarbeiten, wenn ihnen dieser entgegenkommt. Wir müssen dem Arbeiter Sitz und Stimme in unsern Reihen anbieten. Den Klassenkampf können wir nur dadurch paralysieren, daß wir ihn unnötig machen. Wir können dem Arbeiter erst dann den Streik verbieten, wenn er ihn nicht mehr nötig hat, wenn er sich auf legalem Weg erfolgreich gegen den Unternehmer wehren kann. Wenn wir unsere Industrie, überhaupt unsere ganze Wirtschaft vor den Schäden des Klassenkampfes bewahren wollen, wenn wir den Siegeszug des Sozialismus in eine Niederlage verwandeln wollen, dann müssen wir den extremen wirtschaftlichen Individualismus aufgeben und dem Staat bei sozialen Streitigkeiten ein Interventionsrecht zugestehen, ein Interventionsrecht, das sich nicht nur gegen den Arbeitnehmer, sondern in erster Linie gegen den Arbeitgeber richten kann (Zwang zu Lohnerhöhung, Verbot der Aussperrung usw.). Der extreme wirtschaftliche Individualismus, den wir bis heute bewahrt haben, wird immer wieder den Klassenkampf provozieren und damit auch dem ideologischen Sozialismus neue Nahrung geben. Wenn wir diesen ausschalten wollen, müssen wir zuerst die Anregungsmittel, die er aus dem heutigen wirtschaftlichen Individualismus zieht, beseitigen.

Ich glaube, daß ich damit klar genug formuliert habe, was wir wollen. Die Idee, die wir zu verwirklichen suchen, ist die nationale Zusammenarbeit aller Klassen. Daß auch der Freisinn mit diesem Ziel einverstanden ist, bezweifle ich nicht. Ob er sich aber dazu aufraffen wird, auch neue Wege zur Erreichung dieses Ziels einzuschlagen, wird erst die Zukunft zeigen. Wenn er es tut, wird er einen Großteil der akademischen Jugend und der Jugend überhaupt hinter sich wissen.

W. Niederer, cand. iur.

DIE DREI SIEBE.

„Aussichtslos!" erklärt heute jeder Schusterjunge im Brustton der Überzeugung, wenn irgendwo über irgend einen akademischen Beruf gesprochen wird. „Wir haben schon zu viele

Ingenieure, Mediziner usw."; solche und ähnliche Binsenwahrheiten sind längst zu Gemeinplätzen geworden, auf denen sich jedermann nach Belieben tummelt. Und das Interessante an der ganzen Sache ist, daß dieses Gerede nicht verstummen will, es hält sich hartnäckig. Wir wissen alle warum: es ist ein leider allzugroßer Prozentsatz Wahrheit in diesem „Wir haben zu viele — — —".

Diese Tatsache hatte und hat Folgen, wohl die weittragendsten im beginnenden Existenzkampf des jungen Akademikers. Diese Folgen möchte ich etwas unter die Lupe nehmen, vor allem die Verhältnisse an unserer E.T.H. In vielleicht etwas anderer Form und Konzentration werden sie auch auf der Universität ihr Unwesen treiben.

Der beginnenden akademischen Überproduktion begegnete die Hochschule auf eine ebenso naheliegende wie in ihrem Endeffekt gefährliche Weise: Steigerung der Diplom- und vor allem Vordiplomanforderungen. Die Siebe wurden jährlich engmaschiger. Man glaubte zwei Fliegen auf einen Schlag zu töten: Den Akademikersegen einzudämmen und seine Qualität zu heben. Wirklich löbliches Beginnen! Aber der Erfolg? Wohl hat es mancherorts wesentlich gebessert, was aber sicherlich zum größten Teil der veränderten Wirtschaftslage zuzuschreiben ist und kaum der problematischen Verringerung der „Gitterkonstante" in den Diplomsieben.

Man prüft uns eine Viertelstunde über ein Gebiet, das zum Beispiel in der Mathematik ungefähr zweihundert Vorlesungsstunden umfaßt! Ist es da selbst einem Prüfungsgenie möglich, sich auch nur einigermaßen ein Bild vom Umfange der Kenntnisse des Kandidaten zu machen? Müssige Frage! Vor allem wenn sich Examinator und Prüfling nicht kennen, was in unsern größeren Abteilungen schlechterdings vielfach unmöglich ist. Eine Viertelstunde also entscheidet in unserem Jahrhundert oft über Wohl oder Wehe eines jungen Menschen, eine Viertelstunde mit all ihren psychischen und physischen Zufälligkeiten auf beiden Seiten! — Es hat keinen Sinn auf Einzelheiten einzugehen, wir wissen alle, welche Überraschungen die Prüfungsergebnisse immer wieder bringen. Anerkannte „Hirsche" fliegen, Leute, die das Poly kaum von außen kennen, kommen

durch! „Ausnahmen", werden die wenigen Optimisten sagen; meinetwegen, nur kommt man in Verlegenheit, was besser als Ausnahme und was als Regel zu definieren sei.

Dabei nehmen die technischen Wissenschaften in einem Maße zu, das die Notwendigkeit einer Systemänderung in greifbare Nähe rücken läßt. Man fühlt sich versucht, der Hochschule die Vorfrage zu stellen, ob sie die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Gehirns in funktionalem Zusammenhang mit der Zeit als begrenzt voraussetze oder nicht. Wann endlich nähern wir uns innerhalb vernünftiger Grenzen dem angelsächsischen System und beginnen nicht mehr, aber früher zu spezialisieren? Aber wir haben ja bereits eine neue Maturitätsordnung — und die verrät in ihrer Einstellung zur Technik ein Nichtwissen um Notwendigkeiten und Forderungen der Gegenwart, ein Verkennen treibender Kräfte in der Entwicklung unserer Zeit, daß man sich an sein ohnehin schon summendes Haupt greift und auch noch an gewissen anderen elementaren Voraussetzungen zu zweifeln beginnt.

Die „Siebe" haben noch anderes auf dem Gewissen: Sie züchten den Fachsimmel, der angesichts der drei Siebe Tag und Nacht darauf bedacht ist, sein Gehirn in ein Universallexikon zu transformieren und darüber vergißt, daß er ein Mensch ist! In der letzten Nummer des „Zürcher Student" wurde nach Solidarität gerufen, ganz recht, aber es ist so paradox wie wahr: Man läßt uns keine Zeit dazu.

Die mehr oder weniger bewußte geistige Tretmühle, die mit immer neuen frischen Kräften gespeist wird, die sie nach vier Jahre oft müde und jeden Schwunges beraubt ins Leben schickt, kann auf die Dauer nicht ohne merklichen schädigenden Einfluß auf Land und Volk bleiben.

Dreimal wird unsere akademische Jugend gesiebt, dreimal werden die Rückstände weggeworfen; scheidet man so die Spreu vom Weizen? Ein Krittler?

ORGANISATION!

Wenn der Kandidat der Rechte an seinem Prüfungstag hochklopfenden Herzens im Examinierungszimmer verschwun-

den ist, pflegt er nach wenigen Stunden mit erhobenem Haupte wieder in der schicksalhaften Türe zu erscheinen: Er hat bestanden. Es ist erreicht. Das erlauchte Kollegium hat ihn wohlwollend und feierlichst zum Doktor iuris utriusque promoviert. Jetzt ist er reif für die praktische Tätigkeit. Jetzt tritt er „ins Leben". —

Für die meisten beginnt nun dieses praktische Leben am Bezirksgericht. Man schreibt einen freundlichen Brief: „Nachdem ich mein Examen cum laude bestanden, ersuche ich Sie höflichst, mir mitzuteilen" usw. Und bald kommt die erhoffte Antwort. Der Herr Doktor ist am Gericht willkommen, er wird gebeten, baldmöglichst zu erscheinen. Nun ist er Auditor, „Zuhörer". Nun wird er Gelegenheit erhalten, sich gründlich in die Praxis einzuarbeiten. Freilich, die Stelle ist unbezahlt. Aber dafür hat er ja auch noch sehr viel zu lernen, bis er alle die Verfahren kennt, von den nichtstreitigen Rechtssachen bis zum Ehescheidungsprozeß.

So denkt er sich, der naive Doctor iuris. Aber es kommt ganz anders! Wenn er sich, bescheiden und erwartungsfroh, mit dem Hute in der Hand, bei seinem neuen Chef vorstellt, so heißt die erste Frage: Ob er maschinenschreiben könne? Und die zweite: Wie es denn stehe mit seinen stenographischen Kenntnissen? Und hierauf die dritte: Ob er auch wirklich schnell und sicher schreibe auf der Maschine? Und endlich die vierte: Ob er g u t, fließend und leserlich stenographiere? ... Nun dämmert es ihm vielleicht, und er beginnt dumpf zu ahnen. Und er wagt die Bemerkung, daß er sich eigentlich nicht zum Stenodaktylographen, sondern zum Juristen habe heranbilden wollen. Aber man hört solche Bemerkungen nicht gern auf der „Abteilung". — Man sagt dir kaltlächelnd: „Junger Mann, diese technischen Kenntnisse sind vorerst das Wichtigste. Das muß jeder Jurist lernen, und Sie tun gut, sich fleißig darin zu üben. Denn wir haben sehr viel Arbeit." Und das stimmt denn auch, wie du sehr bald inne wirst. Sie haben sehr viel Arbeit, — und du bist nun berufen, dein redlich Teil daran beizutragen. Das geschieht nach folgendem Wochenplan:

Ein Tag ist den Sitzungen gewidmet, und das ist der interessante Teil deiner Arbeit. Da zieht das praktische Leben an

dir vorüber, Zivil- und Strafsachen lösen sich ab, Forderungsklagen, Ehrverletzungen, Scheidungs-, Vaterschafts- und Sittlichkeitsprozesse, alles lernst du kennen. Und du hörst viele und lange Plaidoyers, und manchmal auch ein gutes. Nur stört es den Auditor ein wenig am Genuß des „Zuhörens", daß er alles, was gesagt wird, wie besessen nachstenographieren muß. Und nachher muß er es erst noch lesen können! Denn nun folgen, nach dem Sitzungstag, die vier oder fünf Tage der Arbeit im stillen Kämmerlein.

Da sitzt er nun, der eifrige Auditor, gebeugt über seine Schreibmaschine (System 1875) und darf sein Stenogramm kopieren, stundenlang, tagelang. Und am dritten oder vierten Tage kommt ihm wohl diese Tätigkeit etwas aschgrau vor, und es erwacht in ihm der Geist der Revolution: er reklamiert. Er sagt zunächst seinem Vorgesetzten, dem Herrn Substituten, daß das denn doch, wenn er so sagen dürfe, eine reichlich unjuristische Arbeit sei, und daß es auf diese Art mit dem „Eingeführtwerden" nicht gerade weit her sei, es wäre denn, man müßte unbedingt in alle Geheimnisse der Stenodaktylographie eingeführt werden, inklusive Farbbandmontage und Maschinenreparatur . . .

Wenn aber der Bedrückte in diesem und ähnlichem Sinne seinem Vorgesetzten, und auch etwa dem Herrn Gerichtschreiber oder den Herren Richtern sein Auditorenherz ausgeschüttet hat, so erfährt er mit Staunen, daß all diese Herren im Grunde mit ihm ganz einig sind. „Nun ja", sagt man ihm, „es ist wirklich etwas kraß, und wir begreifen Sie ganz gut. Aber die Finanzen des Gerichts sind beschränkt, wir können uns nicht mehr bezahlte Hilfskräfte leisten, und so muß eben der Auditor auch solche Kanzleiarbeit auf sich nehmen. Wir haben auch so anfangen müssen, im Gegenteil, früher wars noch schlimmer . . ."

Und in der Tat, so ist es. Seit Jahr und Tag dauert nun dieser Zustand an, der keinen befriedigt, weder den Auditor selbst noch seine Vorgesetzten. Nur einer fühlt sich offenbar wohl dabei: Er, der Staat, unser Vater. Der spart sich ein halbes Dutzend Kanzlisten und ein ganzes Dutzend Tippfräuleins und läßt dafür die guten Auditoren in freiem Wettbewerb

um die Palme des besten Daktylographen ringen. Schließlich sind sie auch nur Lehrbuben und müssen mit viel Mühe, Ärger und Zeitaufwand in die schwierige Materie eingeführt werden. —Und was beklagen sie sich? — Wenn sie sich vier Monate gut bewährt haben, so bekommen sie im fünften vielleicht ihre „Entschädigung", ganze 150 Franken im Monat! — — —

Das wäre, wie gesagt, schön und gut gesprochen, wenn es sich tatsächlich um eine so schwierige Einführung handelte. Aber für die Arbeit, die der Auditor im wesentlichen leisten muß, genügt ein Monat der „Einführung" reichlich. Es mag anders sein bei einigen Spezialverfahren, beim Audienzrichter, bei den nichtstreitigen Rechtssachen oder am Konkursrichteramt. Aber dahin gelangen nur die besonders Glücklichen oder die besonders Schlauen unter den Auditoren. Weitaus die meisten werden auf den ordentlichen Abteilungen untergebracht. Und für sie gelten die hier geschilderten Verhältnisse.

Warum ändern wir diesen erniedrigenden Zustand der Ausbeutung nicht? Jeder andere Akademiker, der Fachlehrer, der Ingenieur, der Mediziner pflegt mit einem bescheidenen Anfangsgehalt seine erste praktische Tätigkeit aufzunehmen. Nur bei uns Juristen fängt, wenn wir glücklich und mit oder ohne Schulden das Studium hinter uns haben, die Misère finanzieller Abhängigkeit von vorne an. —

„Warum organisiert ihr euch eigentlich nicht?" fragte mich ein mit den Verhältnissen sehr vertrauter Richter. Und hier liegt denn auch die entscheidende Schwierigkeit. Ein Zusammenschluß der Auditoren erweist sich als äußerst problematisch. Denn die Stellung des Auditors ist ephemer; keiner rechnet mit einem langen Verweilen am Gericht, jeder hofft sobald wie möglich in der privaten Praxis unterzukommen. Und die wenigen, die länger bleiben wollen, warten darauf, als Substitut oder außerordentlicher Bezirksanwalt gewählt zu werden, — und fürchten, durch unliebsames Hervortreten bei den gnädigen Herren Vorgesetzten in Ungnade zu fallen. Und schließlich, — man hat jetzt schon so lange bei diesen Bedingungen gearbeitet, was soll man sich in letzter Stunde noch etwas verderben! Und wieder andere finden ihre Stellung ganz normal. Sie sitzen ruhig weiter am Tisch ihrer Eltern und können sich's

leisten und warten in Geduld, bis sie dereinst ihr eigenes Brot verdienen. Und so zersplittern sich die Interessen.

Daher müßte eine Organisation, wenn sie wirksam sein und alle erfassen soll, schon an der Universität einsetzen. Es ist an euch, Kommilitonen der höhern Semester, euch für die Besserung einer Lage, die die meisten von euch treffen wird, einzusetzen. Schließt euch zusammen, lanciert eine zünftige Eingabe an den Gesetzgeber, den hohen und löblichen Kantonsrat, gebt einem energischen gemeinsamen Willen Ausdruck. Der Erfolg wird ganz sicher nicht ausbleiben.

Freilich, o b ein solcher einheitlicher und allgemeiner Wille für eine gemeinsame Sache unter der vielfach zersplitterten Studentenschaft heute noch möglich ist? Ob eine derartige ständische Interessengemeinschaft unter Akademikern überhaupt entstehen kann? ... Wir müssen die Frage den Kommilitonen aller Semester zur Beantwortung überlassen. Aber ihre Bejahung und Verwirklichung würde sich in mehr als einer Hinsicht lohnen. auditor.

WIE STEHT'S MIT DEINEM ENGLISCH?

Stolz wie ein Sohn des britischen Weltreiches kamst du vor ein paar Semestern an unsere Universität. Matura bestanden. Als moderner Mensch mit Englisch, selbstverständlich! Eine volle Viertelstunde hattest du dich mit dem Herrn Examinator, einer Leuchte der englischen Sprachwissenschaft, ausschließlich in englischer Sprache unterhalten und des Gestrengen unverkennbare Zufriedenheit dir errungen.

War das nicht Grund genug, stolz zu sein? Die gute Note im Zeugnis bestätigte es dir schwarz auf weiß, daß du imstande seiest, jene Sprache zu sprechen, in deren heutigem Geltungsbereich die Sonne nicht untergeht.

Das war damals.

Und heute?

Wohl unternahmst du mehr wie einmal den Versuch, dir deine durch mühselige Studien und ungezählte Übungen erworbene Sprachfertigkeit zu erhalten. Im Kreise der Kameraden suchtest du bei jeder Gelegenheit deine Rede mit englischen

Floskeln zu schmücken. „Times" oder „Observer" schauten eine Zeitlang regelmäßig aus deiner Rocktasche heraus. Sogar in den Kolloquien der zünftigen Anglisten ließest du dich als Zaungast blicken.

En vain! Die Herren Anglisten brachten es deinem Hochmut sehr bald bei, daß Maturandenenglisch noch lange nicht identisch ist mit dem fließend gesprochenen Idiom des sprachlichen Spezialisten. Deine vorlaute Zunge verstummte, Scham über begangene Fehler lähmte sie vollends, und zuletzt dämmerte dir die bittere Einsicht, daß deine Annahme, du könnest nun Englisch, auf krasser Selbsttäuschung beruht habe.

Schließlich gewannst du die Überzeugung, derjenige sei ein Naivling, der an eine Universität komme im Glauben, so neben dem eigenen Fachstudium her die Vervollkommnung seiner modernen Sprachkenntnisse gründlich bewerkstelligen zu können.

Übrig blieb dir bis gestern nichts als der vorläufig aussichtslose Wunsch, vielleicht einmal nach Abschluß des Studiums in englisches Sprachgebiet gehen und dort die schmerzliche Lücke ausfüllen zu können.

So war es bis gestern.

Und heute?

Auch du hast gewiß in den letzten Wochen an allen Plakatsäulen gelesen, daß ein ehrenwerter Herr Masterman-Smith nach Zürich kommen und eine englische Sprachschule nach fabelhafter eigener Methode eröffnen wolle.

Du hast vermutlich auch die günstigen Berichte der Zeitungen über die ersten Vorträge dieses Herrn gelesen und ingrimmig bei dir selbst gedacht, es werde wieder ein Schwindel mehr à la „Englisch in 29 Tagen" sein.

So wie du, dachte auch ich. Da erwischte mich auf der Bahnhofstraße ein alter Kumpan beim Rockschoß und schleppte mich zu Masterman-Smith. Ich ging beileibe nicht diesem Masterman zuliebe, sondern einzig, weil ich meinen Bekannten nicht verletzen wollte.

So saß ich denn da, volle drei Stunden, vor diesem Londoner Sprachakrobaten und war — platt, einfach platt! Hatte

es nicht einmal bemerkt, daß ich drei Stunden sitzen geblieben war, so faszinierend war die Vortragskunst dieses Lehrgenies.

Drei Stunden saß ich vor ihm, erlebte drei Stunden fesselndster Unterhaltung in Englisch, Französisch, Deutsch, lernte zu meinem Entzücken mit spielender Leichtigkeit die vertracktesten englischen Wörter fehlerfrei aussprechen, erfuhr die interessantesten Einzelheiten aus dem englischen Alltagsleben und amüsierte mich köstlich an der Demonstration einer englischen Gerichtsszene.

Begnadeter Lehrer, ausgezeichneter Menschenkenner, eleganter Causeur und Humorist, dazu aber Methodiker, der die schwierigsten Grammatikregeln anhand von schlagenden Beispielen ohne Müheaufwendung seitens des Schülers diesem spielend beizubringen weiß, das ist Mr. Masterman-Smith, Magister of Arts der Universität Cambridge, Officier d'Académie de France usw., der aus Begeisterung für Schweizerart und -Sitte nach Zürich gekommen ist, um hier eine Neugründung seiner einzigartigen Schule vorzunehmen, nachdem er bisher mit beispiellosem Erfolge über 6000 Schweizern in London die englische Sprache beigebracht hat.

Gegen 250 Schüler, meist aus den Handelskreisen unserer Stadt, folgen heute schon mit Begeisterung den Mastermanschen Sprachkursen, die neben all den genannten Vorteilen noch speziell folgende haben: es ist jedermann vollständig freigestellt, an welchen Abenden und wie lange er den Kursen folgen will; bezahlt er das unglaublich niedrige Kursgeld von Fr. 10.— pro Monat, so hat er das Recht, wöchentlich 6 Stunden zu besuchen: Vorteile, die man gewiß in keiner Sprachschule der Welt wieder haben kann.

Kurz: Ich erachtete es für meine Pflicht, alle Studenten auf diese einzige Gelegenheit, ihr Englisch zu vervollkommnen, aufmerksam zu machen. Wer einmal hingeht, wird dem Zauber dieses genialen Lehrers verfallen sein und sich als regulärer Schüler einschreiben lassen. Beifügen möchte ich noch, daß Mr. Masterman nach gleicher Methode auch Anfängerkurse durchführt. Zu allen weitern Auskünften ist der Unterzeichnete jederzeit bereit.

R. R. Riethmann, nat. oec.

STUDIENFRAGEN AN DER ABTEILUNG LANDWIRTSCHAFT DER E.T.H.

In der Aprilnummer des „Zürcher Student" wurde versucht Artikelschreiber aus dem Busch zu klopfen. In den folgenden Ausführungen sollen an einem konkreten Beispiel einige Gedanken zum Verhältnis Student und Hochschule formuliert werden.

Ein Jurist schreibt zur Krisis der Universität von der unheilvollen Überlastung mit Vorlesungen und den fatalen Auswirkungen. Wohl noch schlimmer dürfte es zu nennen sein, wenn an einer Abteilung mit einem sechssemestrigen Studium bei 40—45 obligatorischen Wochenstunden, zu denen dann noch 3—4 Stunden empfohlene und Freivorlesungen kommen, studiert werden muß. Wer 7—9 Stunden in Vorlesungen neues Wissen und neue Tatsachen aufgenommen, oder in Laboratorien gearbeitet hat, der wird kaum seine Abende noch mit intensiven Studien „erfüllen". Er wird sich begnügen das Allerdringendste nachzuschaffen, im übrigen Tag um Tag ins Kolleg pilgern und Vorlesungen schreiben! Da greift man sich unwillkürlich an den Kopf: Ist denn studieren identisch mit Kolleg schreiben? — Sicher wird man es jungen Menschen nicht verargen, wenn sie nach neun Stunden Vorlesung nicht mehr allzustark in Büchern herumschmöckern.

Studienzeit wird als die Zeitspanne der goldenen Freiheit gepriesen; sollte es da verwundern, wenn junge lebenshungrige Menschen noch etwas anderes tun, in Vereinen und Verbindungen mitmachen, Sport betreiben, sich für Theater und Musik interessieren? Für die ernsthaft Studierenden, denen das Studium keine Zufälligkeit, sondern eine Angelegenheit ihres Lebens und Werdens bedeutet, werden die Bedürfnisse auch noch in einer andern Richtung liegen. Wir haben an der E.T.H. eine Freifächerabteilung, die eine Fülle interessanter Vorlesungen bietet. Die Überlastung mit obligatorischen Vorlesungen läßt aber das Bedürfnis nach Freivorlesungen, nach einer Weitung des Horizontes, nach einem Blick über den eigenen Krautgarten hinaus gar nicht recht aufkommen. Und das ist bedenklich! Die bunte Vielseitigkeit der spätern Betätigung

der diplomierten Landwirte verlangt in erster Linie auch Allgemeinbildung. Die einfache Frage, wo kommt er her, wo geht er hin, zeigt das mit aller Deutlichkeit. Neben den Maturanden sind es vielfach aufgeweckte Leute aus der Praxis mit Sekundar- und landwirtschaftlicher Mittelschulbildung, denen das Studium durch eine nicht allzuschwere Aufnahmsprüfung ermöglicht wird. Wo gehen sie als Dipl. ing. agr. hin? Sie betätigen sich als Administratoren, Verwalter, Geschäftsführer in technischen Nebengewerben, als Wissenschafter für Fachfragen der Technik, in wirtschaftlichen Organisationen als Leiter und Techniker, in der Kolonialwirtschaft und nicht zuletzt als Lehrer, vor allem an landwirtschaftlichen Mittelschulen, dann als Redaktoren, Steuerverwalter, in der staatlichen Administration, als Wissenschafter und Forscher an wirtschaftlichen und technischen Instituten und Forschungsstätten usw. Kurz, diese wenigen Gesichtspunkte dürften zeigen, wie wichtig für alle Allgemeinbildung ist!

Bereits hat man auch in Professorenkreisen diese Mißstände erkannt und sucht sie zu sanieren. Man spricht von einer Erweiterung des Studiums auf sieben Semester, wobei die Wochenstundenzahl nicht über 35 steigen soll und das siebente Semester als Diplomsemester nur für Übungen, empfohlene und Freivorlesungen reserviert bleiben soll.

Es dürfte der Moment gekommen sein, die Frage aufzuwerfen nach den Ausbau- und Entwicklungsmöglichkeiten unseres Studiums. Dabei muß man sich das Wesen, die Richtung und Tendenz unseres Studiums klar vergegenwärtigen. Die ersten Semester sind fast ausschließlich naturwissenschaftlichen und grundlegenden Vorlesungen reserviert, aber auch die spätern Semester betonen stark das Wissenschaftliche, Umfassende, Allgemeingültige vor dem Konkreten und Praktischen, im Gegensatz zu den angelsächsischen und amerikanischen Methoden, die der Behandlung des Konkreten, den ad hoc aufgegriffenen praktischen Fragen mehr Aufmerksamkeit schenken. Deutsche Hochschulen zum Beispiel betonen zum Teil mehr das Praktische, die Ausbildung zur Leitung von Großbetrieben oder die Spezialisierung für das Lehramt, für die Tier- und Pflanzenzucht, oder das Versuchs- und Beratungswesen.

Wie sollen w i r uns orientieren? Wo geht unser Weg hin? Sollen wir diese unsere mehr theoretisch-wissenschaftliche Grundlage noch verbreitern oder sollen wir nicht vielmehr dem Ruf des Lebens, der Praxis folgen und das Konkret-Praktische stärker betonen durch den Ausbau der praktischen Betätigung? Uns Jungen will scheinen, nicht die Verbreiterung der wissenschaftlichen Grundlage, sondern die Vertiefung müsse das Ziel sein! Also mehr Übungen, mehr Selbstbetätigung, mehr Berührung mit den Dingen, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch praktischen Wert haben. Das Proletariat der Gebildeten, die im Leben mit ihrer „Bildung" nichts anzufangen wissen, ist nachgerade zahlreich genug. Kontakt mit der Praxis, vor allem in den höhern Semestern, mehr Selbstbetätigung würde auch die Ausmerzung der nicht zum Studium Berufenen und jener andern Elemente erleichtern, die nur aus Freude am Sonnenschein, an blumigen Wiesen und farbigen Tieren oder weils der Herr Vater will oder weils für Landwirtschaft eben noch gerade langt, Landwirtschaft studieren!

Wir meinen der Ausbau sollte das überaus Wertvolle der gutfundierten wissenschaftlichen Grundlage beibehalten und sie vertiefen, sich aber modernen Forderungen nicht verschließen und der Selbstbetätigung und Möglichkeit zur Weiterbildung mehr Zeit einräumen.

Das heißt nun nicht etwa, daß wir das Leben und Studieren bequemer haben möchten; wer noch nicht gemerkt hat, daß Arbeit, intensivste Arbeit vor allem den Ausschlag gibt, um dessen Studium steht es bedenklich! Wir möchten aber auch noch freie Zeit haben, uns umzusehen nach dem Studium unserer Kommilitonen und nach den Dingen, aus denen das Leben sonst noch besteht. Wir möchten unsere Weltanschauung weiten, die Bewußtheit unseres Lebens steigern durch Allgemeinbildung, heiße sie nun Geschichte, Literatur, Kunst, Philosophie, und tiefere Einblicke tun in Geistesgeschichte, Recht, Staat, Wirtschaft und Technik oder Natur.

Auf alle diese Dinge möchte man bei der Gestaltung, das heißt bei der Belastung der Studienpläne Rücksicht nehmen!

In dem zitierten Artikel beklagt man sich, daß uns keine Möglichkeit eingeräumt sei, mitzuraten und -gestalten. Fehlt es da nicht vielleicht an uns? Sollen wir tatenlos zuwarten bis Professoren, Behörden oder gar das Volk uns einladen mitzusprechen? Wohl kaum!

An unserer Abteilung hat man diesen Weg kurzerhand verlassen; man hat Angelegenheiten, die wir anders wünschten, aufgegriffen, in den Fachschulversammlungen diskutiert und eine Kommission beauftragt, eine diesbezügliche Eingabe an die Professorenkonferenz auszuarbeiten. Daß man dabei nicht nach dem System revolutionärer Studentenräte russischer Herkunft mit Ultimatum und Drohungen arbeitete, versteht sich von selbst.

Der Erfolg — die Professorenkonferenz hat sich unsern Anregungen nicht verschlossen und unsere Begehren zum Teil, wenn auch in einem etwas andern Sinne, erfüllt. Weiterer Erfolg: In einer vom Schweiz. Landwirtschaftslehrerverband eingesetzten Kommission zur Prüfung der Frage einer Studienplanrevision hat neben der Abteilung auch die Studentenschaft einen Vertreter. Dieser kann dort ihre Wünsche verfechten und diese wieder nimmt an Hand der Sitzungsprotokolle zu den Vorschlägen Stellung und „wünscht" weiter.

Eine alte Weisheit scheint sich da aufs neue zu bestätigen: Daß nicht nur durch die andern und von oben das Neue, Wünschenswerte, der Fortschritt zu erwarten ist; wir selber müssen den „Schritt" tun, und daß es vor allem gilt vom Gedanken, von der Idee zur Tat zu schreiten. H. W.

Die Vortragskommission und der Fakultätsausschuß der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät geben bekannt, daß am 3. Juni 1930 Herr Prof. Dr. Max Huber, Vizepräsident des Int. Gerichtshofes im Haag, vor der Studentenschaft über das Thema: „Macht, Recht und Gerechtigkeit in der Entscheidung zwischenstaatlicher Streitigkeiten" sprechen wird.

DAS DEUTSCHTUM IN DER SCHWEIZ.

In einem Zeitalter der nationalen Gegensätze und Verfeindungen mag es angebracht sein, einmal ein paar objektive Sätze über das Deutschtum der Deutschschweizer zu schreiben. Es ist dies wahrlich nicht überflüssig und mindestens jeder Auslandschweizer hat in seinem Leben schon dazu Stellung nehmen müssen. Glücklicherweise sind zwar die nervösen Spannungen der Kriegszeit etwas verebbt, aber die damals geschaffenen Begriffe von Nationalität und Volkstum bestehen weiter und verursachen überall im Ausland mehr Zwistigkeiten, als ein ruhiger Inlandschweizer ahnt.

Es existiert heute wohl kein Volk mehr, das mit seiner Nationalität weniger Aufhebens macht, als das Schweizervolk. Diesen Zug haben alle vier Volksstämme in der Schweiz gemeinsam und ich glaube, daß diese Charaktereigenschaft eine der tieferen Ursachen sei, warum sich die Schweizer trotz ihrer Rassenverschiedenheit so gut vertragen. Wem das nicht klar ist, der nehme nur eine beliebige ausländische Tageszeitung und vergleiche sie mit einem Schweizerblatt. Da wird er bald entdecken, daß auch im jüngsten und kleinsten Vasallenstaat ganz gewiß eine sogenannte nationale Einheitspartei am Werke ist, die sich als alleinige Hüterin des vaterländischen Gedankens aufspielt und es als Verrat am Vaterlande betrachtet, wenn ein Bürger ihr nicht angehören will.

Nichts von alledem spiegelt sich in der Schweizerzeitung wieder. Sobald bei uns einer von Nationalität zu sprechen anfängt, wird er mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet, weil der Begriff in seiner europäischen Auslegung dem realen Schweizertum geradezu fremd ist. Darum ist für Chauvinisten bei uns kein Platz, weil ihre Treibhauspflanzen in Helvetiens kühlem Boden nicht gedeihen können.

Soviel zum bessern Verständnis über schweizerische Eigenart im allgemeinen. Gleich anspruchslos wie der Einheitsgedanke ist das Deutschtum der Deutschschweizer. Es ist so anspruchslos, daß es sich im Drange des Alltags gar nicht bemerkbar macht und hätten wir nicht einige begnadete Geister, die durch ihre Schriften deutsche Sprache in schweizerischer Denk-

art hochhielten, würden wir es längst vergessen haben, mit den großen deutschen Stämmen in gleicher Wiege großgezogen worden zu sein. Nichts markiert diesen Entwicklungsstand besser, als der im täglichen Leben ausschließliche Gebrauch unserer Volkssprache, des „Schwyzerdütsch". Hätte dieses auf früherer Stufe gleiche Pflege gefunden, wie etwa das Holländische oder das Angelsächsische, so würde sich das Schweizertum germanischer Abkunft bestimmt ebensoweit von der hochdeutschen Geistesrichtung entfernt haben, wie das Denken der genannten Sprachvölker. Da diese Trennung aber nicht eingetreten ist und wir für den schriftlichen Ausdruck den Gebrauch der hochdeutschen Sprache durchgehend gewahrt haben, wäre es müßig, zu untersuchen, ob wir diese Hemmung in der sprachlichen Entwicklung zu bedauern haben oder nicht. Wir befinden uns wohl so und haben gleichwohl ein Mittel in der Hand, unsere Unabhängigkeit und Eigenart scharf unterscheiden zu können.

Wie muß also das Deutschtum in der Schweiz vom Ausländer bewertet werden? Zur treffenden Antwort kommen wir am besten auf Umwegen. Es sind hauptsächlich zwei Kulturrichtungen daran interessiert: die germanische, davon besonders die hochdeutsche, und die romanische. Weil wir im vergangenen Krieg nicht durch dick und dünn mit Deutschland gingen, sondern uns eine eigene Meinung erlaubten, hat man uns auf dieser Seite sehr oft scheel betrachtet. Wer nach Deutschland kam, erfuhr es beim ersten Gespräch mit einem Reichsdeutschen, sobald die Rede auf patriotische Geleise kam; man konnte es einfach nicht verstehen, daß die Deutschschweizer nicht mitentflammt waren in treudeutscher Entrüstung über die Gemeinheit und Verlogenheit der Entente. In nicht zu mißverstehender Weise hielt man uns vor, daß doch auch deutsches Blut in unsern Adern fließe, das nicht unnatürlich kalt bleiben könne beim Anblick der brüderlichen Not. Wir mußten gerade zufrieden sein, nicht Meineidige und Verräter gescholten zu werden, weil wir Gewehr bei Fuß nur unsere teuren Schollen schützten und europäische Politik durch andere besorgen ließen. Aber die guten Leute von drüben vergaßen eben das Wichtigste. Sie nahmen uns für Brüder und bedachten nicht, daß die sprachliche Verwandtschaft, die uns mit ihnen in Na-

mensbeziehungen bringt, eine ähnliche ist, wie die für zwei beliebige Menschen von heute, die vom hypothetischen ersten Menschenpaar abstammen. Bei so alten Verwandtschaften kommen Gefühlsmomente nicht mehr zur Geltung; der Verstand bestimmt die Grenzen und läßt es bei der höflichen Freundschaft bewenden. Wir bewundern gewiß die Leistungen des großen Volkes jenseits des Rheines, das die Sprache unserer Bücher spricht, wir begeistern uns sogar für die Helden seines Geistes und seiner Arbeit, aber dabei bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Graben zwischen dem Deutschtum des Schweizers und dem des Reichsdeutschen tiefer ist, als das Bett des trennenden Flusses. Das Reichsdeutsche ist und bleibt dem Schweizer fremd, und unnatürlicher als eine Verbindung mit einer andern Rasse würde ihm eine solche mit dem Deutschen Reiche sein.

Es ist dem Reichsdeutschen gewiß schon oft genug im Spiegel sein Auftreten im Ausland vorgezeigt worden. Ein fast zu hoch gesteigertes Nationalbewußtsein hat ihn sich Sitten und Umgangsformen aneignen lassen, die wegen ihrer gänzlichen Außerachtlassung fremder Äußerlichkeitskodexe vielfach peinliches Befremden selbst bei seinen sonstigen Freunden erregen. Von diesen Eigenarten ist der Schweizer zum Glück vollkommen frei und man darf gewiß sagen, daß er der internationalst Gerichtete unter allen Deutschsprechenden ist. Das Assimilieren in der Fremde ist ihm direkt Bedürfnis, weil er niemals die Arroganz aufbringen würde, sich geringschätzig über andere Landessitten hinwegzusetzen.

Wenn nun die Deutschschweizer in Ländern romanischer Zunge gelegentlich umgekehrt verdächtigt wurden, innerliche gleiche Sache mit Deutschland zu machen, wenn man in jenen Kreisen oft glaubte, Deutschschweizern gegenüber eine kühle Reserve bewahren zu müssen, so tat man uns dadurch ein Unrecht, das in keiner Weise verdient war. Tatsächlich aber hatten wir diese Behandlung uns selber zu verdanken und zwar deshalb, weil wir von dem, was die Reichsdeutschen zu viel, zu wenig haben, nämlich zu wenig Nationalstolz und nationales Selbstbewußtsein. Wir verstanden es nicht, im Auslande gleich bei unserm ersten Auftreten klar zu machen, daß wir Schwei-

zer, nichts als Schweizer seien, als solche genommen werden wollten und müßten und mit andern Völkern absolut nichts zu tun hätten. Gewöhnlich passiert es dem Schweizer zum ersten Mal in seinem Leben, daß er sich über nationale Denkart und Eigenheit ausweisen soll, wenn er ins Ausland kommt. Ging er in romanische Lande, so haftete ihm noch von seiner heimatlichen Enge die Schlacke der sprachlichen Unbeholfenheit an, was oft genug für Schuldbewußtsein genommen wurde. Es würde daher von unabsehbarem Werte sein, wenn in unsern Schulen diesem Übelstand ein Augenmerk geschenkt und der junge Deutschschweizer darüber belehrt würde, was man später an ihn als Weltbürger für Anforderungen stellen werde. Freilich könnte man das nur von Lehrern erwarten, die selbst gelernt haben, über die Grenzen hausbackenen Selbstgenügens hinaus zu sehen!

Das Deutschtum in der Schweiz muß also als ein Eigengewächs angesehen werden, das mit dem übrigen Deutschtum innerlich kaum mehr gefühlsmäßigen Zusammenhang hat, als etwa die Latinität der Franzosen mit dem heutigen oder antiken Rom. Wer Deutschland und die Schweiz bereist und sich die Mühe nimmt, etwas Ethnographie zu betreiben, dem müssen die Unterschiede in die Augen springen. Da wird er mit Leichtigkeit die Gegensätze herausfinden, die er vergeblich suchen würde, wenn er sie innerhalb der schweizerischen Grenzen zwischen den Volksgenossen verschiedener Rasse und Mundart finden wollte. Sprachverschiedenheit reicht bei uns noch nicht hin zur Konstruktion von Gegensätzen. Was wir gebaut haben, bauten wir gemeinsam. Was wir erstreben, das wird uns am ehesten, wenn wir germanische und romanische Brüder wie bisher Schulter an Schulter der Zukunft entgegen arbeiten. Das ist der Denkkern und das Ziel des Deutschtums in der Schweiz genau so, wie bei den Brüdern französischer, italienischer oder romanischer Zunge. K. G.

UNIVERSITÄT, STUDIUM UND STUDENT.

Das Studium ist zu einem schwierigen Problem geworden. Unzufriedenheit mit sich selber, mit den Studienforderungen, mit der Universität, mit den Lehrkräften sind die Symptome

der Studentenkrankheit. Es ist nicht einfach, die Ursachen festzustellen und Gegenmittel zu empfehlen. Einige Punkte wurden von den Verfassern der Aufsätze „Zur Psychologie unserer Studenten" in der „N.Z.Ztg." berührt. Hier möge eine Seite des Problems beleuchtet werden, die uns wohl dem Kernpunkte etwas näher bringen kann.

Die Universität wird heute vorzüglich von zwei Gattungen Mensch besucht, einmal von jener, die von zu Hause aus wohlhabend ist und naturgemäß, weil es zum guten Ton gehört, einen intellektuellen Beruf erwählt, dann von der andern, die um eines Ideales willen sich zum Studium entscheidet. Es ist bemerkenswert, daß gerade die größere Zahl der letztern Kategorie aus Gesellschaftskreisen stammt, denen ein Universitätsstudium nicht leicht fällt oder sogar ein Opfer bedeutet. Nicht diese aber sind es, die den sogenannten Studentengeist prägen, sondern die andern, die die Mittel haben, sich gegenseitig zu stützen. Dies kommt an den englischen Universitäten Oxford und Cambridge vorzüglich zur Geltung und wird in Schulreden sogar noch betont: Es kommt in Oxford und Cambridge nicht auf die Studien an, sondern auf die Teilnahme am dortigen Gesellschaftsleben. Wer anders aber kann daran teilnehmen als der Besitzende? In der Schweiz ist es um vieles besser, dafür leben wir in einer Demokratie. Aber auch bei uns gibt der Besitzende den geistigen Ton an. Beispiele: Wer sonst kann die Hochschulvorlesungen in Davos besuchen? Wer sonst kann an den verschiedenen Hochschulkongressen teilnehmen? Wer kann wöchentlich ein bis mehrere Male seine vier Franken fürs Theater ausgeben? (Die Bon-Organisation ist durchaus nichts Ideales!)

Nun, es ist allerdings eine Binsenwahrheit, daß das Geistesleben seit je etwas Aristokratisches im tiefsten Sinne des Wortes gewesen ist. Die Geistesaristokratie aber, die zugleich zur wohlhabenden Menschenklasse gehörte, war sich in früheren Zeiten großer Pflichten bewußt. Man denke nur an das ideale Weimar des Karl August.

Wie ist es heute? Man muß es allzuoft erfahren, daß der Student mit Geld in der Tasche (natürlich des Vaters Geld) stolz wie ein Hahn an seinen weniger bemittelten Kameraden

vorbeizieht. Ja, oft begnügt er sich noch nicht damit: er muß noch ostentativ seinen Kameraden belächeln, wenn es diesem finanziell nicht möglich ist, mit den Tagesdarbietungen von Theater, Konzert und Vorträgen „up to date" zu bleiben. Die Stellung des begüterten zum wenig begüterten Studenten scheint so durchaus keine ideale mehr zu sein. Maßgebend ist nicht die Leistung, maßgebend ist die wirtschaftliche Position. Warum dies wohl?

Durch die industriellen Umwälzungen des vergangenen Jahrhunderts und neuerdings durch den Weltkrieg sind gesellschaftliche Umwertungen zutage getreten, von denen man vorher nichts wußte. Rascher als früher gewinnt der Mensch seinen Reichtum, verliert ihn aber zuweilen auch ebenso schnell wieder. Unter solchen Bedingungen ist der Mensch mehr Sklave des Geldes geworden als jemals. Das Geld steht im Mittelpunkte seines Lebens. Sein größtes Trachten geht nach Geld, denn damit will er sich Lebensgenuß verschaffen. Wenn nun ein junger Mensch in solcher Umgebung aufwächst, so ist er selbst erfüllt vom Schrei nach Geld, nach Lebensfreiheit und Genuß. Bevor er etwas geleistet hat, fordert er vom Leben, daß es ihm Früchte gebe. Man will sich Genüsse mit Geld erkaufen und nicht mehr mit Leistungen. Der Besitzende von heute ist großenteils nicht mehr der Mensch, der seine Pflichten statt darin, der menschlichen Gemeinschaft zu dienen, in einem höchst persönlichen Genießen sieht. Der Student, der aus solchen Kreisen ins Studium tritt, sieht darum in den Wissenschaften auch nicht mehr als Mittel, womit er seinen Teil zur Förderung des Weltmenschentums beitragen könnte, sondern als solches, das ihm zur Erfüllung seiner persönlichen Wünsche dient. Darum die Unzufriedenheit des Studenten mit der Universität, die ihn zu lange behalten will und die unangenehme Rückwirkung auf das Verhältnis zum Elternhaus.

Dies ist die eine Seite des Problems, die Seite des Studenten. Sie mag sehr schuldbeladen erscheinen. In Tat und Wahrheit ist sie es wenig. Sieht man genauer zu, so ergibt sich, daß die Welt sich verändert, daß aber die Universität dieser Änderung noch sehr wenig Rechnung getragen hat. Sie verlangt vom Studenten noch wie ehedem, daß er den ganzen Stoff seines

Wissensgebietes bewältige. Und die Folge davon? Eine universale Ausbildung ist verunmöglicht und die Spezialisierung auf die Spitze getrieben. Der Student wird durchschnittlich bis zu seinem 26. Altersjahr auf der Universität festgehalten. Ein Drittel seines Lebens ist verflossen, wenn er ins freie Leben tritt. Viele haben ihre Kräfte schon so verbraucht, daß sie vorzeitig sterben. Bewirkt da die Universität nicht gerade das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollte? Ist es da ein Wunder, wenn dem jungen Menschen schließlich das wichtiger, ja am wichtigsten erscheint, womit er s e i n Leben ausgestalten kann: das Geld? Erst wenn die Universität dem Studenten entgegenkommt und die Masse Stoffes, die von ihm verlangt wird, reduziert, wird sie des Studenten Herz und Eifer wieder voll besitzen, weil sie ihm so auf viele Arten das Leben erleichterte. Dann wird auch der Besitzende in ihr wieder einen vollen Wert entdecken, da er in ihrem Bereich wieder Mensch werden, wieder das sehen kann, was mehr wert ist als Mammon. Dem weniger Bemittelten wäre ebenfalls geholfen, weil ihm so wieder ein Studium ermöglicht würde, das für ihn nicht ein unerträgliches Opfer bedeutet. M. B

STUDENTISCHER ARBEITSDIENST.

Prosaisches Wort: Arbeitsdienst. Und doch für uns, die wir dabei waren, voller Poesie. Welch frohe Erinnerungen wecken in uns Bosco, Bergell, Bonatchesse, Plenaz-Jeux, Torgon! Erinnerungen an unsere prächtige Alpenwelt, strahlende Bergsonne, gesunde Arbeit im Kreise von Kommilitonen des In- und Auslandes! Erinnerungen an wackere Bergler, mit denen wir verkehren durften, nicht nur so als geduldete Kurgäste, sondern gleichsam als Arbeitskameraden! Wie viel haben wir doch durch den Verkehr mit diesen urwüchsigen Menschen gewonnen!

Schon strahlt auch bei uns im Tiefland die Sonne wieder mit neuer Kraft, sie lockt uns hinaus und wird die Sehnsucht nach unserer hehren Gebirgswelt wieder stärker in uns. Immer stärker geht es durch die Reihen der ehemaligen Kolonisten: Wo geh'n wir dieses Jahr hin? Denn, daß jeder Ehemalige, der es

richten kann, wieder dabei sein will, gilt in den Kreisen der Kolonisten als feststehende Tatsache.

Nun gibt's aber auch ganz junge Semester, die sich den „Zürcher Student" zum ersten Mal zu Gemüte führen, und gern nähern Aufschluß hätten, was eigentlich mit diesen Arbeitskolonien los sei. Kurz gesagt: der Verband Schweiz. Studentenschaften (VSS) veranstaltet dieselben seit einigen Jahren. Studenten, die freie Fahrt, Kost und Unterkunft haben, helfen in einem unserer Gebirgstäler mit, Schäden von Katastrophen zu beheben oder sonst Bodenverbesserungen vorzunehmen. Sie, die dem Staate, der ihnen ihr Studium ermöglicht, so viel zu verdanken haben, leisten damit einen kleinen freiwilligen Beitrag zur Lösung eines eminent nationalen Problems: der Erhaltung unserer Gebirgsbevölkerung. Und während die Kolonisten so geben, gewinnen sie selbst am meisten: neu gestärkt und gekräftigt kehren sie frohen Mutes an ihr Studium zurück.

Bisher war das Amt für Arbeitskolonien des VSS immer noch gezwungen, für die Finanzierung der Kolonie (trotz Bundesbeitrag) bei Privaten den Bettelsack zu schwingen. Das soll nun anders werden. Die Generalversammlung des VSS hat einstimmig die Einführung des Koloniefrankens beschlossen, das heißt es soll versucht werden zu erreichen, daß jeder schweizerische Student mit seinem Semesterbeitrag einen Franken zu Gunsten der Kolonien einbezahlt. Ein prächtiger Gedanke! Denn dadurch werden unsere Kolonien erst recht auf einen rein studentischen Boden gestellt, werden unabhängig von Außenstehenden als nationales Werk von der schweizerischen Gesamtstudentenschaft getragen. Dafür einen Franken zu opfern, ist wohl jeder Student mit Freuden bereit. Die Handelshochschule St. Gallen hat den Koloniefranken in vorbildlicher Weise bereits für dieses Semester eingeführt. Die Studentenschaften von Bern, Zürich E.T.H. und Uni. haben durch ihre Vertreter der Einführung ebenfalls mit großer Mehrheit zugestimmt. Die anfängliche Absicht einiger Kommilitonen an der Universität Zürich, gegen den Beschluß des GSTR. das Referendum zu ergreifen, ist fallen gelassen worden, was zeigt, daß die Gesamtstudentenschaft fast geschlossen mit dem GSTR.

einig geht. Es ist deshalb mit Bestimmtheit zu erwarten, daß in kurzem die studentischen Beschlüsse von den zuständigen Behörden ratifiziert werden.

Wo gehts nun aber eigentlich hin, diesen Sommer? Leider konnte bis zum Redaktionsschluß noch nichts Bestimmtes erfahren werden. Doch steht fest, daß die Kolonie in Graubünden oder im Wallis stattfinden wird. Ebenfalls kann verraten werden, daß sämtliche Projekte in einem prachtvollen Tourengebiet liegen. Darum rüstet Euch! Bald werden die Anmeldeformulare nähern Aufschluß geben.

Nun noch etwas besonderes für die letztjährigen Kolonisten von Plenaz-Jeux: einen Gruß von Alphonse Guigoz. Ich hatte Gelegenheit, ihn in seiner Schulstube in St. Maurice aufzusuchen, wo er seinen Achtkläßlern in seiner trefflichen Darstellungsweise eben die wichtigsten schweizerischen Industrien schilderte. Wie leuchteten seine Augen, als wir Erinnerungen von Plenaz-Jeux auffrischten! Stolz berichtete er, daß die Genossenschaft die nötigen Kredite für dieses Jahr bewilligt habe und das Werk fortschreite. Wehmütig erzählte er vom Brande von Lourtier, versicherte mir dagegen freudig, daß sie dabei gefühlt hätten, wie sie nicht mehr allein ständen, daß wir Kolonisten für sie in der Öffentlichkeit eingestanden seien; nur so sei das schöne Ergebnis der Sammlung zu verstehen. Er läßt Euch also herzlich grüßen „et n'oubliez pas les Bagnards!" Bg.

Wie wir während der Drucklegung dieser Nummer erfahren, werden die diesjährigen Arbeitskolonien im Kanton Graubünden eingesetzt. Es sollen in der Nähe der Gemeinde Parpan Alprodungen und Weganladen ausgeführt werden. Arbeitsort und Unterkunft etwa eine halbe Stunde oberhalb des Heidsees.

DER ARZT ZUR NEUZEITLICHEN ERNÄHRUNG.

In der heutigen Zeit ist man bestrebt, auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit ein Maximum von Leistung zu erzielen. Industrie und Technik, Handel und Gewerbe stehen unter dem Drucke scharfer Konkurrenz und verlangen eine Arbeit, die rasch und zweckmäßig vor sich gehen soll. Die starke Beanspruchung physischer und seelischer Kräfte, das Hasten und Jagen der Gegenwart und der letzten Jahrzehnte rief nach einer Rationalisierung und Ökonomisierung des Kräftehaushal-

tes. Durch richtige Bemessung der Arbeitszeit, durch gesunde Wohnung und Lebensweise, durch Sport und allerlei hygienische Maßnahmen wurde versucht, die Schäden aufreibender Arbeitsmethoden auszugleichen. Das Verständnis dafür, daß nur zweckmäßiges Verhalten den nötigen Schutz für das Individuum schaffen und es zu den verlangten Höchstleistungen befähigen kann, ist längst in breite Volksschichten gedrungen.

Darf es da als etwas Besonderes betrachtet werden, wenn man auch dazu übergeht, sich mit dem Brennmaterial der menschlichen Arbeitsmaschine, also mit dem Nährbedarf zu beschäftigen, und daß man ihn so gestalten will, wie es für eine gute Leistungsfähigkeit, für Gesundheit und Wohlbefinden am besten erscheint?

Bei diesen Bestrebungen kann nur auf die Vernunft abgestellt werden. Die persönliche Freiheit überläßt es jedem, dasjenige zu essen, was ihm schmeckt und was er sich leisten kann. Die Ernährung richtet sich ja nach individuellen Bedürfnissen, nach Gewohnheit, Arbeit, Alter und Konstitution.

Änderungen werden meist erst getroffen, wenn sich Schäden in Form von Fettleibigkeit, Unbehagen, Leistungsunfähigkeit oder Krankheit einstellen, das heißt wenn die bisherige Ernährung sich als fehlerhaft erweist.

Die Umgestaltung wird somit meist unter einem Zwange vorgenommen. Hat sie Erfolg, so entstehen begeisterte Befürworter, Reformatoren der Ernährung, die sich für eine Idee einsetzen und die ganze Welt für dieselbe gewinnen möchten. Ist jemand durch eine Methode zu Kraft, Wohlbehagen und Jugendfrische gelangt, so glaubt er den Stein der Weisen gefunden zu haben und ist leicht geneigt, sie jedermann zu empfehlen oder gar aufzudrängen. Und doch gibt es nicht einen, sondern viele Wege, die zum gleichen Ziele führen.

Wer sich mit dem leiblichen Wohl seiner Mitmenschen befaßt, sollte mit den allgemeinen Ernährungsgrundsätzen vertraut sein. Nur Sachkenntnise gestatten ihm eine richtige Beurteilung.

Praktische Erfahrung und Theorie müssen gepaart werden.

Angesichts der Wichtigkeit der Ernährungsfrage schien es den Veranstaltern der ZIKA (Zürcher Internationale Koch-

kunst-Ausstellung) erwünscht, die Wissenschaft zum Worte kommen zu lassen. Die Ausstellung sollte nicht allein Erreichtes demonstrieren, sondern auch das Interesse für neuzeitliche Bestrebungen wecken und diese in die Welt hinaustragen. Dieser hohen Auffassung über eine Ausstellung konnten sich die Vertreter der Hochschule und Ärzteschaft nicht verschließen und sie sind mit Freude daran gegangen, einige der wesentlichsten Gesichtspunkte über die Ernährungslehre in anschaulicher Form zur Darstellung zu bringen.

So ist die Spezialabteilung „Neuzeitliche Ernährung" entstanden.

Sie macht den Besucher mit dem Nährbedarf des Menschen bekannt und zeigt ihm, wie die Nahrung zusammengesetzt sein soll, welche Anforderungen sie an den Organismus stellt und was Gesunde, Kinder, Erholungsbedürftige und Kranke brauchen. Die Bewegung für die Rohkost findet in einer Ausstellung von Dr. Bircher-Benner ihren Vertreter, eine besondere Diätküche gibt die nötige Anleitung, der Lebensmittelchemiker klärt über wesentliche Fragen der Konservierung usw. auf.

Der Ausstellung ist ein Hörsaal angeschlossen, in dem aktuelle Vorträge von den Vertretern der Praxis und Wissenschaft abgehalten werden sollen.

Sinn und Zweck der Abteilung „Neuzeitliche Ernährung" wird sein, aufklärend zu wirken und Aufschluß über das gesamte Gebiet zu geben. Jeder, der sich mit Ernährungsfragen zu beschäftigen hat, soll eine Übersicht bekommen und etwas lernen können. P. D. Dr. med. A. Alder.

AM SCHEIDEWEGE.

Wenn das Aufwerfen des Problems der Verantwortung einer Generation je seine Berechtigung haben mag, so ganz gewiß in der heutigen Zeit, erfüllt von den bedeutungsvollsten Ereignissen. Die jetzige Generation wird sich darauf besinnen müssen, daß wir bereits zehn Nachkriegsjahre hinter uns haben und uns durch den Ablauf eines jeden weitern Jahres erneut von dem schrecklichen Geschehen des Weltkrieges entfernen, eine Gefahr, die durch das Verschwinden der damaligen Generation an Größe gewinnt. Denn solange sich noch die im Kriege direkt

mitkämpfende Generation, sowie die verantwortungsbewußten Staatsmänner, die zu jenen furchtbaren Zeiten noch hinter die Kulissen zu sehen vermochten, für den Frieden einsetzen, braucht es uns um die Gegenwart nicht bange zu sein.

Aber ängstigen müssen wir uns vor der Zukunft, dem Wirkungsfelde der heutigen und kommenden Generation, die die Wirren des großen Völkerringens, sowie den nachfolgenden Zusammenbruch nicht oder nur aus der Ferne und ohne Urteilsfähigkeit miterlebte. Dies einer der Gründe, weshalb das nötige Interesse der heutigen Generation den brennenden Tagesfragen gegenüber mangelt, nicht zuletzt infolge einer gewissen Enttäuschung über die angewandten Methoden, wurde doch dadurch das verheißungsvolle Ziel, der vielgepriesene „Friede auf Erden" nicht erreicht.

Noch ist die Gelegenheit günstig, einzuschreiten und sich für andere, Erfolg versprechendere Verfahren einzusetzen. Noch stehen große Männer und verantwortliche Regierungsvertreter an der Spitze aller Friedensbestrebungen, einsichtig genug, die Verständigungs- und Annäherungspolitik zu fördern, verbunden mit einem unbeugsamen Glauben an eine bessere Zukunft. Und solange sich dieser Glaube nicht epidemisch verbreitet, solange sich die einzelnen Bürger und Völker nicht zu dieser Erkenntnis durchzuringen vermögen und sich von den großen Problemen der heutigen Politik desinteressieren oder der nötigen Einsicht entbehren — man denke beispielsweise an die nationalistische Fronde in Deutschland — solange werden keine greifbaren Fortschritte zu verzeichnen sein.

Wenn heute noch die Völker die Bremsklötze auf dem Wege zum wahren Frieden bilden, anstatt stimulierend zu wirken, werden vielleicht morgen schon die Regierungen Hindernisse in den Weg türmen, da sie in ihren Bestrebungen beim Volke ohne den Rückhalt blieben, durch den manche Schwierigkeiten hätten überbrückt werden können. Sie werden mit Forderungen aufwarten, die chauvinistischen Kreisen nur allzu willkommen wären, Forderungen, die schon jetzt von dieser Seite kräftig genug gestellt werden. Dadurch würde einem Zustand gerufen, der nach einem Scheitern der Abrüstungsbestrebungen als unabänderliche Folge eintreten müßte: ein Wett-

rüsten und dadurch Feindseligkeiten wie kaum zuvor. Dann wären wir verloren, rettungslos verloren, wollten gerade die verantwortungsvollsten und einflußreichsten Politiker der Friedenspolitik den Rücken kehren. Aber bedenken wir, daß die öffentliche Meinung von den Regierungen nicht überhört werden kann. Denn ihre Unterstützung und Initiative muß diejenigen, in deren Händen mehr als nur die Geschicke ihres Landes liegen, zum Nachdenken und Handeln zwingen, wodurch bei einer unerwünschten Einmischung von außen nicht mehr so leicht zu jener beliebten „Souveränität der Staaten" Zuflucht genommen werden könnte.

Wenn der heutige Völkerbund noch keine Idealgestalt angenommen hat, wenn die großen Mächte noch in blanken Rüstungen stecken und das gegenseitige Mißtrauen immer noch nicht verschwunden ist, wer anders kann hier Abhilfe schaffen als eine verantwortungsfreudige Generation, die von der Notwendigkeit der Zusammenarbeit überzeugt und mit der unerfreulichen Vergangenheit jederzeit zu brechen gewillt ist. Mit jener Vergangenheit, die die Geheimdiplomatie und den Militarismus hochzog und dadurch die Weltkatastrophe vorbereitete; mit jener Vergangenheit, die bei Uneinigkeiten und Zwistigkeiten zu den Waffen als einzig gebräuchliches Entscheidungsmittel griff. Warum sollten Streitigkeiten nicht durch das Recht wie im Privat- und innenpolitischen Leben geschlichtet werden können?

Völkerbund, Locarno- und Kellogg-Pakt sind Tatsachen, Anfänge des noch verbesserungsbedürftigen Weges, der zum Ziele führen wird, sofern die heutige Generation erwacht, sich ihrer Verantwortung in der gegenwärtigen Zeit bewußt wird — eine Gelegenheit, die vielleicht erst nach bittersten Erfahrungen wieder eintreten würde. Es liegt vor allem im Aufgabenkreis der heutigen Erziehung, die Initiative und Verantwortungsfreudigkeit zu wecken und dem verhängnisvollen Fatalismus entgegenzuwirken. Noch zu viele der jetzigen Generation geben sich mit alten und bestehenden Tatsachen zufrieden, anstatt energisch Hand anzulegen, noch zu viele huldigen der Meinung, daß es bisher immer Kriege gab und daher auch immer Kriege geben werde. Dabei vergessen sie aber, daß gerade

auch sie durch vermehrtes Interesse und mutiges Einsetzen für die neuen Methoden mithelfen könnten, den schrecklichen Greueltaten ein Ende zu bereiten. Aber solange der Glaube noch fehlt, solange der Gedanke der Vorausbestimmung noch die Oberhand behält und deswegen kein neuer hoffnungsvollerer Weg versucht wird, solange werden wir eben noch mit der veralteten Erscheinung des Krieges rechnen müssen. Es wird hiebei übersehen, daß anstelle der Entscheidung der Zwistigkeiten durch kriegerische Mittel die viel weniger Opfer heischende Rechtsprechung treten könnte, wie dies im Laufe der Entwicklung zuerst zwischen einzelnen Personen, bei uns in der Schweiz später dann zwischen den Kantonen zur Regel wurde, so daß heute niemand mehr an die Möglichkeit eines Machtentscheides denkt.

Wir haben nunmehr einen internationalen Schiedsgerichtshof im Haag, es ist nun an uns, seine Bedeutung und wertvollen Möglichkeiten auszubauen, umsomehr, da der Kriegsächtungs-Pakt in Kraft getreten ist. Dieser Kellogg-Pakt verpflichtet aber nicht nur moralisch, sondern er verpflichtet zu weitern Taten. Denn nachdem der Angriffskrieg als Mittel nationaler Politik mit Zustimmung aller Regierungen vertraglich verboten worden ist, darf der Wille nicht mehr fehlen, durch entsprechende Maßnahmen vom eingegangenen Versprechen Zeugnis abzulegen. Denn wer garantiert den Frieden ohne Rüstungsverminderung und ohne drohende Sanktionen gegen den Vertragsbrüchigen? Wer ist der Angreifer und wer der Angegriffene? So macht sich denn auch hier wieder die große Lücke durch den Ausfall des „Genfer-Protokolls zur friedlichen Beilegung internationaler Streitigkeiten", das eine unbestreitbare Friedenssicherung garantiert hätte, unangenehm bemerkbar. Noch liegt dessen allgemeine Anerkennung in weiter Ferne, aber in unsern Kräften liegt es, rechtzeitig mitzuhelfen, dasselbe der dunklen, bisher wenig beachteten Gruft mit vereinten Kräften zu entheben, sei es auch, um den Kellogg-Pakt weiter auszubauen. Darin wäre allerdings wieder die Gefahr verborgen, die Vereinigten Staaten von dem jetzigen Vertragswerk zu entfernen. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß sich selbst in Amerika eine Wandlung bemerkbar macht, die schon dadurch deutlich

zum Ausdruck kommt, daß sich die Amerikaner schon öfters auf den Kriegsächtungs-Pakt beriefen. Ja sogar zu Recht behaupten sie, daß der Weg nunmehr so weit geebnet sei, um mit dem Abrüstungswillen Ernst zu machen, da der jetzige Zustand damit im Widerspruch stehe, ein Hinweis, der zur Londoner Seeabrüstungskonferenz führte.

Indessen darf auch der große moralische Einfluß des abgeschlossenen Kellogg-Paktes nicht unterschätzt werden und wir dürfen uns freuen, in ihm ein Mittel zu besitzen, die Regierungen ihrer eingegangenen Verpflichtungen zu ermahnen. Unterlassen wir dies, desinteressiert sich die öffentliche Meinung an diesen Fragen, so bleibt die vielgerühmte Kriegsächtung eine Aechtung des Krieges auf dem Papier. Des weitern dürfen wir aber auch nicht außer Acht lassen, daß Amerika am Zustandekommen dieses Paktes ein entscheidender Anteil zukommt, daß gerade durch seine Initiative und seine Mitwirkung eine unbestreitbar erhöhte moralische Macht von diesem Vertragswerke ausgeht, eine Macht, der sich auch die europäischen Großmächte nicht ohne weiteres entziehen können.

Wir werden uns bewußt bleiben müssen, daß die bestehenden europäischen Schwierigkeiten infolge der Einstellung der heutigen Europäer weder vom Völkerbund noch von einem zu schaffenden Paneuropa weggeräumt werden können. Dem Völkerbund ein diesbezügliches Versagen in die Schuhe zu schieben und infolgedessen für die Vereinigten Staaten von Europa zu plädieren, zeugt von der Unkenntnis der wirklichen Ursachen. Nicht ein Paneuropa fehlt uns, sondern es fehlt uns eine neue Mentalität, das Bestreben, den Regierungen in ihren fortschrittlichen Handlungen nicht nur Unterstützung zukommen zu lassen, sondern auch den einzuschlagenden Weg zu zeigen. Es wäre an der Zeit, daß Paneuropäer und Völkerbundsfreunde einsehen, daß beide demselben Ziele, nämlich dem Frieden, zustreben, um einander endlich die Hände zu reichen und die Kräfte zu vereinen, anstatt sie zu zersplittern. Daß sich Europa wirtschaftlich, intellektuell und sozial zusammenschließen muß, das wird kein vernünftiger Mensch bestreiten. Aber was anderes wünscht der Völkerbund? Wozu die Kräfte zu etwas neuem verschwenden, wenn der Ausbau des schon Bestehenden, des

bereits zur Wirklichkeit Gewordenen noch mehr Erfolg verspricht?

Vereinigt eure Kräfte, um den erst spärlich besäten Acker weiter zu pflegen. Die jungen Keimlinge und Pflänzchen scheinen unter der Gefahr der mangelnden Pflege zu verdorren. Oder ist es nötig, daß eine neue Weltkatastrophe das begonnene Werk zunichte schlägt, um uns eines Bessern zu belehren? Hat das Völkerringen, das vor zehn Jahren ein so grausames Ende nahm, seine Sprache nicht deutlich genug gesprochen?

Erwacht, überlegt, dann handelt, denn Anfänge und Gelegenheit sind da wie kaum zuvor. Auch der kommenden weise die heutige Generation den Weg, indem sie ihre schöne, aber zugleich auch schwere Aufgabe erkennt. Die große Verantwortung, die auf der heutigen Generation lastet, wäre zu leicht von ihren Schultern geworfen, würde sie nicht aus den früheren Mißerfolgen und den noch herrschenden Übelständen die immer mehr sich aufdrängende Lehre ziehen. Es ist nun an uns zu wählen zwischen dem unglücklichen Gestern und dem verheißungsvolleren Morgen; zwischen Machtwille und Menschenwürde!

W. Hohl, chem.

STUDENTENVERBINDUNGEN.

„Das Wertvolle an allen Studentenverbindungen war und ist nicht, was sie ihren Angehörigen an Meinungen, Ansichten und Vorurteilen mit auf den Lebensweg gegeben haben, sondern gerade das Gegenteil davon: Das Wertvolle und Wesentliche einer Verbindung ist die Erziehung des einzelnen Angehörigen, der sich in Kreisen von Männern als Mann bewegen gelernt, der den Geist männlicher Offenheit und männlichen Überzeugungsmutes auf seinem Konvent und im Zusammenleben mit seinen Bundesbrüdern gepflegt und in sich aufgenommen hat; der sich selbst kennen und beherrschen gelernt, Menschenkenntnis und Verständnis für menschliche Eigenschaften erworben, seine Urteilskraft geschärft, wahren Gemeinschaftsgeist, Opfersinn, Verantwortungsgefühl, Unterordnung der eigenen Person unter eine höhere Ordnung, und Verfolgung des eigenen Interesses nicht gegen, sondern durch das Interesse der Gemeinschaft als den Sinn des Lebens kennen gelernt und praktisch erlebt hat."

AUSTRIA

III. Sorte, Austria-Khedive, Memphis

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben zum Doktor beider Rechte promoviert: Herr Andronikos Cambas von Mytilene, Griechenland (Dissertation: Die unechten Unterlassungsdelikte); Herr Karl Heiz von Menziken (Dissertation: Das „eidgenössische Recht" 1798—1848. Die schweizerische Bundesgerichtsbarkeit in der Periode des Übergangs von der alten zur neuen Eidgenossenschaft); Herr Siegbert Strauß von Zürich (Dissertation: Die patentrechtliche Lizenz).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Willy Balmer von Wilderswil (Dissertation: Über einen Fall von Tetanie); Herr Heinrich Künzler von Tägerwilen (Dissertation: Resultate der Trinkerheilstätte Ellikon an der Thur).

An der medizinischen Fakultät haben zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Hans Gujer von Wallisellen (Dissertation: Der Einfluß von Schlaf, Ruhe und verstärkter Lungenventilation auf das Pneumotachogramm); Herr Engelbert Kalt von Böttstein, Aargau (Dissertation: Untersuchungen über das Gillbrett-Godefroysche Experiment zur objektiven Darstellung von Bewegungen).

An der veterinär-medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Alois Stebler von Basel (Dissertation: Periarteriitis nodosa bei einer Nilgauantilope); Herr Jakob Benz von Oberriet, St. Gallen (Dissertation: Über die amylolytische Wirkung tierischer Speichel, Blutsera und Urine).

An der philosophischen Fakultät II: Herr Hans Landolt von Zürich (Dissertation: Zur Kenntnis der Hydantoine); Herr Claro Gaza aus Malabon, Philippinen (Dissertation: Über die katalytische Hydrierung von Phenol- und Naphtoläthern mit Platin und Wasserstoff); Herr Alexander Weidinger aus Baja, Ungarn (Dissertation: Untersuchungen über Eiweißstoffe); Herr Karl Zohner aus Graz, Oesterreich (Dissertation: Untersuchungen über die Konstitution des Lupinins).

Zürich, den 9. April 1930.

Sekretariat der Universität.

Offizielle Mitteilungen der Studentenschaft der Universität.

Präsident der Studentenschaft: Werner Niederer, iur., Scheuchzerstraße 77, Tel. Hottingen 0774. Sprechstunde: Montag und Donnerstag 12—13 Uhr.

Mitglieder des Kleinen Studentenrates:

Vizepräsident: Frl. Hedwig Strehler, phil. I, Alte Landstraße 8, Rüschlikon, Tel. 288.

Quästor: Eduard Nägeli, iur., Scheuchzerstraße 19, Tel. H. 63.28.

Aktuar: Christoph Wolfensberger, med., Langhaldenstraße 4, Rüschlikon, Tel. 33.

Beisitzer: Kuno Bürgi, med., Wilfriedstraße 15, Tel. Hottingen 02.08.

Präsident des Großen Studentenrates: Adolf Altherr, iur., Blümlisalpstr. 6, Tel. Hott. 58.26.

Präsidenten der Kommissionen:

Zentralstelle: Robert Tobler, iur., Freudenbergstr. 108, Tel. Hott. 08.95.

Vergünstigungskommission: Frl. Hedwig Strehler, phil., Alte Landstr. 8, Rüschlikon, Tel. 288.

Lesesaal: Fritz Egg, iur., Sihlhallenstr. 23, Tel. S. 54.13.

Bibliothek: Hans Rutgers, iur., Feldeggstr. 65, Tel. Hott. 61.64.

Redaktion: Hans Vonwyl, Plattenstraße 48.

Arbeitsvermittlung: Willi Rohner, iur., Plattenstr. 33, Tel. Hott. 22.18.

Studentenhaus: Emil Horber, iur., Cäcilienstr. 8, Tel. Hott. 40.32.

Sportkommission: Arthur Wiederkehr, iur., Tödistr. 41, Tel. Uto 25.43.

Sekretariat der Studentenschaft: Universität, Zimmer 2 (Arbeitsvermittlung beider Hochschulen) Willi Rohner, iur., Plattenstr. 33, Tel. Hott. 22.18. Sprechstunden: täglich 11—12 Uhr.

Verband der Studierenden an der E.T.H.

Corrigenda: Bei der Angabe der Namen der Kommissionspräsidenten für das Sommersemester 1930 haben sich ein paar entstellende Druckfehler eingeschlichen. — Präsident der Lesezimmerkommission ist Komm. Sauthier (nicht Gauthier); der Gleiche amtet als Präsident des Empfangskomitees. Die Krankenkassenkommission präsidiert Komm. Druey (nicht Orney).

Neuanschaffungen der Bibliothekommission bis 7. Mai 1930.

(Best. No. 6.)

Béraud,	Ce que j'ai vu à Roma.
Bruckner,	Die Kreatur.
Carossa,	Eine Kindheit.
Constantin-Weyer,	P. C. de Compagnie.
Daudet,	Clémenceau qui sauva la patrie.
Delteil,	Les chats de Paris.
Denny,	Oelquellen, Kriegsquellen.
Drieu La Rochelle,	Une femme à sa fenêtre.
Ebermayer,	Kampf um Odilienberg.
Feiler,	Das Experiment des Bolschewismus.
Finckh,	Urlaub von Gott.
Gide,	Robert.
Giono,	Un de Baumugnes.
Hanhart,	Das späte Schiff.
Hesse,	Narziß und Goldmund.
Johnson,	Dunkle Wege Amerikas im Weltkrieg.
Istrati,	Vers l'autre flamme.
Istrati,	Soviets 1929.
Istrati,	La Russie nue.
Kersten,	Bismarck und seine Zeit.
Leopardi,	Gedanken.
Lessing,	Europa und Asien.
Lewis,	Sam Dodsworth.
Londres,	Le Juif errant est arrivé.
Marcu,	Männer und Mächte der Gegenwart.
Martet,	Clémenceau spricht.
Maurois,	Byron.
Morand,	New York.

Némirowsky,	David Golder.
Nitti,	Nos prisons et notre évasion.
Torberg,	Der Schüler Gerber hat absolviert.
Wassiljew,	Aus den Papieren des letzten russischen Polizeidirektors.
Zarek,	Begierde.

Zürich, 10. Mai 1930.

Von den Historikern.

Daß an unserer Phil. I kein Zusammenhang zwischen den Studierenden bestehe, ist ein altes Jammerlied. Wir Historiker haben nun auch eingesehen, daß es ein zweckloses ist. Die Interessen an unserer Fakultät sind zu auseinander strebend, als daß da etwas zu ändern wäre. Deshalb haben wir alle diesbezüglichen Bemühungen fahren lassen und einmal versucht, wenigstens die Mitglieder des historischen Seminars in kameradschaftlicher Weise gegenseitig näher zu bringen. Dieser Versuch ist geglückt, glänzend geglückt! Wir haben angefangen, uns in freier ungezwungener Weise zweimal monatlich zu treffen, den Höhepunkt aber bildete der trefflich geglückte Historikerabend vom 26. Februar. Einen so vollzähligen Aufmarsch der Fachgenossen wird kaum eine andere Gruppe unserer Universität nachweisen können. Daß auch unsere HH. Professoren mit ihren Frauen Gemahlinnen in corpore erschienen, ist bei der im historischen Seminar gepflogenen Tradition eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Rede und Gegenrede, Schnitzelbank und andere „historische" Produktionen schufen eine treffliche Stimmung, die einen regen Gedankenaustausch förderte.

Was bei uns möglich ist, sollte sicher auch an andern Seminarien unserer Fakultät möglich sein. Wenn sich die Studierenden derart zu lebendigen Fachschaften zusammenschließen würden, so wäre bald auch eine geeignete Grundlage für unsere studentische Organisation geschaffen, indem dann diese Fachschaften ihre Vertreter in den GStR. an Stelle der schlecht besuchten Fakultätsversammlung wählen könnten.

Du, junger Historiker aber, der Du zum ersten Mal den „Zürcher Student" in die Hände bekommst, sei uns in unserer Mitte willkommen. Gerne sind wir Ältere bereit, Dir über die ersten Schwierigkeiten Deines Studiums hinweg zu helfen. Bg.

Buchbesprechungen.

Deutsche Rechtsgeschichte, von Prof. Dr. R. Schröder, 2 Bände No. 663/664 aus der Sammlung Göschen, Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin 1929.

Eine ausgezeichnet gegliederte, knapp und klar gehaltene und alles für den angehenden Juristen Notwendige hervorhebende Darstellung der Rechtsverhältnisse im deutschen Volksgebiete. Von den Uranfängen germanischer Rechtsauffassung bis zur Monumentalisierung des deutschen Rechtes im B.G.B. wird lückenlos, Epoche auf Epoche gestaffelt, über die sich ewig wandelnden Zustände bei Land und Leuten, an Hof und Gericht, in Rechtsempfinden des Volkes und dogmatischer Auffassung der Gesetzesgeber gezeigt, wie lebendig das Vertrauen auf Recht und Gerechtigkeit, der heiße Wunsch nach lückenloser und unbedingter Rechtsgleichheit allzeit im deutschen Volke war. Der Rechtsstudent, der Knappheit, Übersichtlichkeit und Vollständigkeit eines ihm unentbehrlichen Stoffes zu schätzen weiß, wird gut tun, sich diese Bände zu beschaffen. H.

Deutschland und die Mächte vor dem Krieg, in amtlichen Schriften des Fürsten Bernhard v. Bülow, ohne seine Mitwirkung herausgegeben von einem Unbekannten. 2 Bände, Carl Reißner Verlag, Dresden 1929.

Reiz und Eigenart dieser Publikation liegt darin, daß sie ohne die ge-

ringste Mitwirkung des Fürsten Bülow selbst zustande gekommen ist, und daß er weder direkt noch indirekt irgendeinen Einfluß auf sie ausgeübt hat, obwohl — das ist das Entscheidende — alle einzelnen Teile, aus denen diese Ausgabe besteht, alle geheimen Niederschriften aus Bülow's eigener Feder stammen, und zwar mit geringen Ausnahmen, zu denen eine Reihe der interessantesten Briefe des Kaisers an Bülow gehören. Die einzelnen Teile rühren aus der Urkundensammlung des Auswärtigen Amtes her und lüften den Schleier, den Bülow durch sein undurchdringliches Schweigen während 20 Jahren bewahrte. Kein Werk ist bisher erschienen, das Bülow's historische Rolle so authentisch und geschlossen dokumentierte.

Wie ein spannender Film rollt sich vor unsern Augen ein Stück deutscher Geschichte in ihrer Schicksalswende ab, und im Mittelpunkte des ganzen Geschehens steht der aalglatte, geschickte und lächelnde Fechter Bülow, der es immer wieder versteht, aus den verfahrensten Situationen einen Ausweg zu finden. Nie ist wohl die Haltung Deutschlands in den zahlreichen Vorkriegskrisen (Marokko, Bosnien-Herzegowina etc.) deutlicher illustriert worden als durch diese unparteiisch zusammengestellte Dokumentensammlung. So geschickt Bülow's Auftreten in einzelnen Fragen auch ist, so imponierenden Glanz seine Augenblickserfolge auch haben, so steigen einem bei gründlicher Lektüre des Werkes Zweifel auf, ob er wohl jener Staatsmann gewesen wäre, der 1914 Deutschland vor der Katastrophe hätte bewahren können.

Man legt das hochinteressante Werk mit gemischten Gefühlen auf die Seite. Es bestätigt die Ansicht, daß Deutschlands weltpolitische Lage schon im letzten Vorkriegsjahrzehnt derart festgefahren war, daß nur ein Staatsmann großen Formats einen Ausweg finden konnte, nicht aber Bülow. Seine hochkultivierte Persönlichkeit, sein energisches Auftreten in Augenblicken der Gefahr, sein geschicktes Lavieren zwischen den Parteien und dem Kaiser erwecken wohl Bewunderung, aber er ist, wenn auch die politisch-bedeutsamste Persönlichkeit der wilhelminischen Epoche, doch nur ein Epigone Bismarcks, der die Kraft für neue Formen und eine gesunde Schicksalsgestaltung Deutschlands nicht gefunden hat. Wenn der Leser auch nicht mit Allem, was der unbekannte Verfasser in seiner Einleitung zur Charakteristik der deutschen Vorkriegspolitik und der Persönlichkeit Bülow's sagt, einverstanden sein kann, so bildet das Werk doch einen ungemein fesselnden und wertvollen Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges, das jedermann, nicht nur dem Historiker und Politiker, zur Lektüre empfohlen werden kann. W. R.

Erich Ebermayer: **Kampf um Odilienberg,** Roman. Zsolnay-Verlag. Preis gebunden Fr. 8.15.

Diesen Roman hat der Rezensent beinahe mit eingezogenem Atem gelesen. Frisches, volles, frohes Leben entströmt dem Buche, und läßt bald den Eindruck einer außerordentlichen Leistung aufkommen.

Die beiden Leiter der freien Schule Odilienberg, deren wirklicher Name wohl Wickersdorf ist, ringen um die Bestimmung und Beherrschung Odilienbergs, und auch um die Freundschaft der Jungen, hier eines feinsinnigen Jungen Erhard Vischer. In diesen Erziehern stehen sich die weltanschaulichen, pädagogischen, sozialen Gegensätze unserer Zeit gegenüber; der Kampf um Odilienberg ist symbolisch für den Kampf der beiden Kulturauffassungen, die grob durch die Schlagworte „Kultur" oder „Zivilisation" charakterisiert werden. Der eine Pädagoge, Dr. Silberstedt, ist Künder und Verteidiger der „Moderne", ihrer technischen Errungenschaften, ihres sozialen Mitgefühls und ihres Glaubens an ein „aufsteigendes Abendland". Der andere Pädagog, Dr. Mahr, dessen langsames Herausmeißeln im Laufe der Darstellung ein Meisterstück bedeutet, ist ein Verehrer von Nietzsche und

George. Er verachtet den zivilisatorischen Geist der Gegenwart und jeden Kompromiß. Er ringt überall ums Ganze, um ein bedingungsloses Künstlertum, um die Kultur des vollendeten Einzelmenschen. Trotz seiner äußerlich ablehnenden Haltung der Mehrzahl der Schüler gegenüber, wirkt er immer von neuem anziehend durch seine Größe und sichere Führerschaft. Diese beiden Überzeugungen, deren menschliche, pädagogische und weltanschauliche Auswirkungen gezeigt werden, finden Prägung und Höhepunkt in zwei Ansprachen, deren eine in der Lobpreisung des Dienstes an der Masse, und des opferwilligen Einsatzes für gegenwärtige Kräfte gipfelt, deren andere nur aus den großartigen Zitaten Georges besteht: „Wir fühlten wie geringfügig alle streite der länder, alle leiden der kasten werden vorm dämmerschauer der erneuerungstage: ... denn der ist der größte wohltäter für alle, der seine eigene schönheit bis zum wunder vervollkommnet. — das neue heil kommt nur aus neuer liebe."

Mit diesen geistigen Erörterungen wechseln die heitern Momente oder Ewigkeiten einer glücklichen Sekundanerliebe, die von einem einzigartigen Zauber ist. Den Hintergrund liefern die oft derben, oft übermütigen, oft einsamen Erlebnisse der Heimschüler. Sie zeigen zugleich, welch' starke und eigene Welt die freien Schulen und Landerziehungsheime darstellen, und wie dort die Spannungen und Aufgaben unserer Zeit begriffen und zu lösen versucht werden.

Die Durchführung der gedanklichen Probleme ist tiefgründig und anregend. Beide Ansichten werden erwogen und zum Ausdruck gebracht. Es scheint dem Rezensenten hier aber, daß neben der zweifellos genialen und großartigen Persönlichkeit die Gestalt Silberstedts zu schwach und unselbständig geraten ist; vielleicht durch die zu nahe Anlehnung an die Wirklichkeit, ein Einwand, der etwa zu erheben wäre, der anderseits aber auch einen Vorzug des Romans beleuchtet. Silberstedt wird nicht ein vollwertiger Verteidiger der Moderne; seine Forderung nach einer neuen Zielsetzung in der Technik und den Naturwissenschaften ist überdies beachtenswert. Der Rezensent bedauert, daß die Auffassung kaum ausgeführt wird, die Impulse der Zeit durch ein neues kraftvolles Ideal wertvoll zu gestalten. Mahrs Stellung ist eine heroische und sicher bedeutungsvolle; aber erwächst nicht der jungen Generation die Aufgabe, auch eine zukünftige Stellung einzunehmen? Dieser Einwand wird auch dem Leser zu persönlich erscheinen, als daß er das ganze Kunstwerk treffen könnte. Ein Kunstwerk ist der Kampf um Odilienberg sicher: der Stil ist gestrafft, ausgefeilt, bildhaft. Die Darstellungskraft von packender Macht und großem Reichtum, worunter auch ein köstlicher Humor gehört. So ist der Band des Lesens wie wenige wert; vor des Autors Begabung und Reife wird man hohe Achtung empfinden. -r.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student", Zimmer 2, Universität, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 28. Mai 1930.

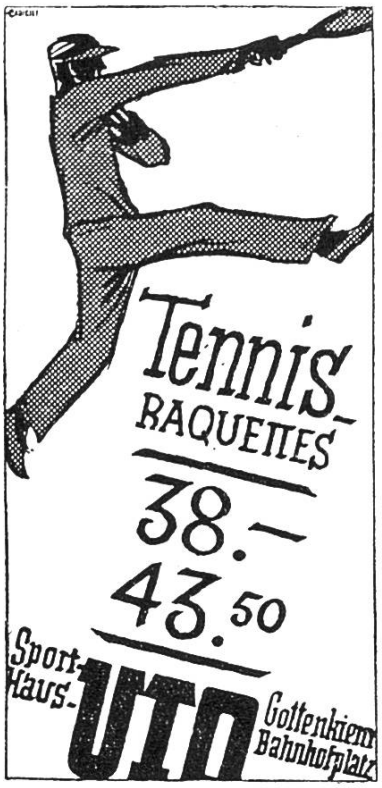
EGLISANA

Für Herren und Knaben

Ia. Qualitäten, billigste Preise

KONFEKTION MODERN A.G.

ZÜRICH 1. LIMMATQUAI 34. RUDOLF-MOSSE-HAUS



Brillen-Optik
erstklassig
Optiker Berling
Limmatquai 82

PHOTO-MOSER
b. POLYTECHNIKUM
Entwickeln
Copieren, Vergrößern
Diapositive
Sämtliche Photo-Artikel

„Wenn es drauf ankommt"

wenn das Studium Sie ermüdet oder das Examen Ihnen Sorge bereitet, dann nehmen Sie 2—3 Tabletten Kola-Malton und wenige Minuten später sind Sie wieder frisch und geistig angeregt, ist Ihre frühere Spannkraft wieder da. Nehmen Sie aber kein anderes Kola-Produkt als

Die Dose mit 40 Tabletten Fr. 2.25 in Apotheken und Drogerien.

KOLA-MALTON

Vorbeugen ist besser als heilen!

DR. BRUNNERS
SPERMOL ⟨ein chemisches Anticoncipiens⟩
PROPHYLAX ⟨Schutz gegen Geschlechtskrankheiten⟩
haben sich seit über 20 Jahren als das zuverlässigste erwiesen, einfach und decent in der Anwendung.

Paradiesvogel-Apotheke
ZÜRICH 1 **DR. OTTO BRUNNER** LIMMATQUAI 56
⟨Verlangen Sie bitte Gratisprospekt⟩

Feine Herren-Schuhe

Qualitäts-Schuhhaus
Spatz
Neueste Damenschuhe
Reparaturen Hauptgeschäft Limmatquai 48
und Zweierplatz

Seilerei Denzler
ZÜRICH

TORGASSE 4
TELEPHON HOTTINGEN 3828

SEILERWAREN
FÜR ALLE ZWECKE

BINDFADEN
BERGSEILE
AUTOSEILE
HÄNGEMATTEN
BBMBUSROHRE
STRICKLEITERN
SCHIFFSBESCHLÄGE

LÖWENPLATZ 43
TELEPHON SELNAU 3216

FISCHEREI-GERÄTE
IN GROSSER AUSWAHL

RUCKSÄCKE
WINDJACKEN
WADENBINDEN
REISEKOCHER
SEILERWAREN
ALUMIN.-ARTIKEL
ISOLIERFLASCHEN